Zeitschrift: Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie
Band: 12 (1898)

Buchbesprechung: Litterarische Besprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LITTERARISCHE BESPRECHUNGEN.

The Psychological Review, edited by ***J. Mark Baldwin*** and ***J. Mc Cattel:*** The Mac Millan Company New York and London.

Die psychologische Revue zählt zu den Zeitschriften, die man immer mit neuem Interesse liest. Es stehen denn auch die in diesem Jahre bereits herausgegebenen Nummern auf der gewohnten Höhe wissenschaftlicher Forschung. Der Inhalt ist indessen mehr ein physiologischer als ein psychologischer.

Die März-Nummer enthält einen Artikel über das Aufrechtsehen von James H. Hyslop. Der Autor erhebt nicht ohne Grund Bedenken gegenüber der Art und Weise, in welcher dieses Problem gewöhnlich behandelt wird. Warum sehen wir die Gegenstände aufrecht, wenn das Bild auf der Netzhaut umgekehrt ist? Sodann führt er uns die verschiedenen Erklärungsversuche dieses interessanten Phänomens vor Augen: die Ocularbewegungstheorie, die Projektions- und Reinversionstheorie, sowie endlich die Theorie einer „Korrectur durch die Erfahrung vermittelst des Tastsinnes". Keine von allen diesen befriedigt aber Prof. Hyslop, vielmehr schliefst er sich der Erklärung von Prof. Le Conte an, wie sie dieser eben in seiner „Science", new series, 2 nd. part, p. 628 und „Vision" p. 88. entwickelt. „Eine wissenschaftliche Erklärung", sagt er, „ist ja nichts anderes als das Zurückführen des fraglichen Phänomens auf ein allgemeines Gesetz, das dann auch die anderen Erscheinungen, besonders aber die gewöhnlich und häufiger vorkommenden in sich begreift." Prof. Hyslop erläutert seine eigene Theorie mit Zuhilfenahme von Diagrammen zur Darstellung der optischen Gesetze, die in dieser Frage Bedeutung haben. Jedenfalls wird der Artikel für Vorgerücktere sehr belehrend sein.

Weniger befriedigend sind die „Stufen der Erkenntnis" von Alfred Lloyd, der sich auch in verletzenden Ausdrücken gegenüber der katholischen Kirche ergeht und überdies die Schöpfung leugnet.

Eine grofse Anzahl der kleineren Artikel sind von Kant und Hegel beeinflufst.

Wien. Fr. Reginald Walsh,
Magister Ord. Praed.

1. An outline of philosophy in America by ***Mattoon Monroe Curtis,*** professor of philosophy in Western Reserve University. Separatabdruck aus dem Universitätsbericht vom März 1896.

Diese „Skizze der Philosophie in Amerika" bietet auf 16 Quartseiten und mit zahlreichen litterarischen Angaben eine natürlich sehr gedrängte, aber immerhin pragmatisch angelegte und in ihrer Art vollständige Übersicht der geschichtlichen Entwicklung philosophischer Bestrebungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Gemäfs dem alten, auch auf Völker anwendbaren Worte „Primum oportet vivere, deinde philosophare" begann dort die Philosophie nach Schlufs der Kolonisationsperiode, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, führte bis nach dem Befreiungskriege (1776—1783) ein kümmerliches Dasein und konnte erst in jüngster Zeit einen kräftigen Aufschwung nehmen.

Ihr erstes Heim fand sie unter den Puritanern Neu-Englands, wo Jonathan Edwards (1703—1758) besonders hervortrat. Er lehnte sich an Malebranche, Berkeley und Locke an, aber seine historische Bedeutung liegt nicht so sehr in Beiträgen zur spekulativen Wissenschaft als in einer kräftigen Objektivierung des Calvinismus und in der Anregung von metaphysischen und ethischen Diskussionen, die bis heute noch fortgesetzt werden.

Im Gegensatz zu dieser theologisierenden Richtung gründete der weltberühmte Benjamin Franklin (1706—1790), selbst ein Anhänger Lockes, eine neue Schule, welche nach dem Vorgange Franz Bacos die Philosophie mit der Naturwissenschaft identifizierte.

Mit John Witherspoon, der 1768 aus Schottland an das Princeton College berufen wurde, kam auch die schottische Philosophie Reids nach Amerika, wo sie für eine Modifikation der Lehre Lockes gehalten wurde und unter Verdrängung des Skepticismus Berkeleys und Humes grofsen Einflufs gewann; noch jetzt hat sie in der Form, die ihr Sir William Hamilton gegeben, namhafte Vertreter.

Während des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts verschaffte Prof. C. S. Henry (1804—1884) dem französischen Eklekticismus Cousins einige Verbreitung. Weit gröfseren Anklang aber fand die deutsche Philosophie.

Laurens P. Hickok (1798—1888), einer der originalsten Denker Amerikas, ist der erste gewesen, der seine Landsleute mit dem Geiste Kants bekannt gemacht hat. Von da an drangen die idealistischen Ideen der deutschen Philosophen immer mächtiger in die Neue Welt ein, und zwar auf zwei Wegen, auf geradem Wege durch die Amerikaner, welche an deutschen Universitäten studierten, und dann auf dem nächsten Umwege über England, besonders durch Coleridge. Den gröfsten Einflufs auf die amerikanische Denkerwelt haben in der Gegenwart der Engländer Thomas H. Green und der Deutsche Lotze, deren Werke viel gelesen werden. Der hervorragendste Vertreter des neuen Idealismus in Amerika ist Professor Josiah Royce, aus dessen Lehren folgendes mitgeteilt wird: „Die Existenz der endlichen Erfahrung setzt die Existenz einer absoluten Erfahrung voraus, welche in ihrer Einheit ein selbstbewufstes, persönliches Wesen ist, das alle endliche Erfahrung organisch in sich einschliefst. Der scheinbare Triumph des Bösen ist eine von unserem endlichen Gesichtspunkte herrührende Illusion. Unter dem absoluten Gesichtspunkte sind alle reale Übel in der Welt nur überwundene Elemente der moralischen Ordnung.“

Neben diesen idealistischen Strömungen finden wir als eigenartiges System den Transcendentalismus Neu-Englands, der wohl vom kantischen seine erste Anregung empfangen hat, im übrigen aber auf einer anderen Grundlage und in einer ganz verschiedenen Art aufgebaut worden ist. Sein Hauptrepräsentant war Ralph Waldo Emerson (1802—1882), als dessen intellektuelle Vorgänger Montaigne, Berkeley, Coleridge und Wordsworth betrachtet werden. Der praktische Versuch, den diese Schule in Brook Farm (1841—1847) machte, die Gesellschaft auf kommunistischer Grundlage zu reformieren und der höchsten Kultur zuzuführen, scheiterte an finanziellem Mifserfolg.

Weiter sehen wir, wie Draper, einer der ersten Jünger Darwins, die Evolutionsphilosophie einführte, die dann durch John Fiske (geb. 1842) in engem Anschlufs an Herbert Spencer weiter verbreitet wurde. Jetzt beherrscht sie wohl die weitesten Kreise, wobei jedoch zu bemerken ist, dafs die mechanisch-materialistische Anschauungsweise Häckels wenig Anklang gefunden hat. Der Verfasser führt uns noch durch die Gebiete

der Biologie, der Anthropologie und Sociologie (L. H. Morgans „Urgesellschaft“, auf welcher das Werk Friedrich Engels „Der Ursprung der Familie“ fufst), der empirischen Psychologie, wo Fechner, Weber, Lotze und Wundt einen mafsgebenden Einflufs gewonnen, und der Religionsphilosophie. Er schliefst mit einem Aperçu der neuesten Erscheinungen (Lehrstühle, Laboratorien, Vereine, Zeitschriften u. s. w.), welche ein wachsendes Interesse an den philosophischen Studien und einen regen Fleifs auf allen in Betracht kommenden Gebieten bekunden.

Das ist in Kürze der Inhalt der vorliegenden Skizze, die bald zu einer volleren Darstellung der Anfänge der Philosophie in Amerika auswachsen möge. Curtis bemerkt, dafs eigentlich jetzt erst die Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Pflege der Philosophie in seinem Lande vorliegen. Wir fügen hinzu, dafs auch der katholische Volksteil nunmehr in eine günstigere Lage gekommen ist, um sich daran zu beteiligen, und wir erwarten von dieser Seite eine Wiederanknüpfung an die Principien der aristotelisch-thomistischen Philosophie, mit denen die wirklichen Resultate der Empirie sich stets werden vereinigen lassen.

2. Princeton contributions to psychology edited by *J. Mark Baldwin*, Stuart professor of psychology. Princeton 1896.

Von den „Beiträgen zur Psychologie“, welche die Professoren der Princetoner Fakultät seit 1895 zu veröffentlichen begonnen haben, liegt uns das Schlufsfascikel des ersten Bandes vor; es enthält zwei „genetische Studien“ aus der Feder des Herausgebers, der in Verbindung mit J. Mc Keen Cattell auch die Psychological Review herausgibt.

Der erste Artikel über „Bewufstsein und Evolution“ (S. 145—153) ist nur die revidierte Auflage einer Auslassung des Verfassers vor der American psychological Association zu Philadelphia bei Anlafs einer häuslichen Auseinandersetzung unter Evolutionisten. Wir brauchen um so weniger darauf einzugehen, als der eigentliche Gegenstand desselben, fast alle Gedanken und sogar ein Passus von mehr als zwei Seiten in dem unmittelbar darauf folgenden zweiten Artikel (Seite 155—182) sich wiederfinden.

Hier wird uns, wie schon der Titel anzeigt, „ein neuer Faktor in der Evolution“ vorgeführt, und der Verfasser bringt zu dessen Empfehlung alles zusammen, was er früher in seinem Buche über „die geistige Entwicklung des Kindes und der Rassen“ und gelegentlich in verschiedenen Zeitschriften darüber gesagt hat. In formeller Hinsicht ist seine Arbeit einem Mosaikbilde vergleichbar, in dem die Steine nicht recht zusammenpassen und die Fugen zu stark hervortreten; eine freiere Behandlung der Texte wie auch eine gröfsere Präcision und Konsequenz in den Ausdrücken würde den Artikel für nicht-evolutionistische Kreise verständlicher, um nicht zu sagen: verdaulicher gemacht haben. Doch zum Inhalt! Qui edere vult nucleum, frangat nucem. (Hieronymus.)

Den neuen Faktor, um den es sich handelt, nennt der Verfasser Organic Selection „organische Auswahl“ und er definiert ihn am Ende seiner Abhandlung als den „Prozefs ontogenetischer Adaptation des einzelnen Organismus zur Erhaltung seines Lebens und zur Sicherung bestimmter Variationsreihen in den nachfolgenden Generationen“. Eine besondere Form in dieser organischen Auswahl bezeichnet er als „Social heredity“, „sociale Anerbung“ im Gegensatz zur „physischen oder natürlichen

Anerbung," und er versteht darunter den Prozefs, bei welchem das Einzelwesen durch Nachahmung, Unterricht und überhaupt durch Verkehr mit der Gesellschaft zu weiteren Funktionen gelangt, ein Vorgang, der auch auf die Fixierung der Variationsreihen in den nachfolgenden Generationen einwirkt. Nicht jedoch dieser doppelte Prozefs an sich soll als etwas Neues oder auch nur Neuentdecktes betrachtet werden, sondern nur die Bedeutung, die demselben nach Baldwins Auffassung zukommt als einem Faktor der Evolution, der dem Neo-Lamarckschen Princip der Erblichkeit erworbener Eigenheiten und teilweise auch der Weismannschen Theorie der „germinalen Auswahl" den Boden entzieht.

Versuchen wir, unter möglichster Vermeidung der in der Evolutionsphilosophie wie in keiner andern wuchernden Neologismen die Grundzüge dieser Auffassung zu entwickeln.

In der Entwicklungsgeschichte des einzelnen Organismus treten zweierlei Funktionen zu Tage: einmal solche, welche die Entfaltung seiner Natur und der mitangeborenen individuellen Eigenheiten darstellen, und sodann solche, welche das Einzelwesen selbst zu verrichten lernt, die speciellen Modificationen des Organismus, welche erworbene Eigenheiten genannt werden. Dafs solche specielle Modifikationen in der Entwicklung des Einzelwesens eintreten, die sich in der Funktion und der Struktur offenbaren, ist eine Thatsache. Wir erblicken in den Organismen eine gewisse Bereitschaft und Fähigkeit, sich gleichsam „zur Höhe der Situation emporzuschwingen" und aus den Umständen ihres Lebens Nutzen zu ziehen. Wir sehen sie in irgend einer Weise thätig, um sich günstigen Bedingungen anzupassen, wobei die zweckdienlichen Bewegungen wiederholt werden und durch die Übung wachsen oder fortschreiten, während die nutzlosen allmählich fortfallen. Es findet also eine Auswahl statt von bestimmten Funktionen aus dem weiten Kreise der möglichen und wirklichen, welche durch das Gesetz des Gebrauchs und Nichtgebrauchs nicht vollständig erklärt wird. Eben dieser Prozefs, wie man ihn auch erklären mag, wird vom Verfasser organische Auswahl genannt, weil der Organismus selbst zu demselben mitwirkt.

Es erheben sich sofort zwei Fragen:

1. wie ist die organische Auswahl zu erklären, d. h. wie kommt der Organismus zu neuen Modifikationen, da wo sie nötig sind, oder wie erhält er einzelne Funktionen im Gange, während er andere aufgibt?

2. Welche Stellung nimmt die organische Auswahl in der allgemeinen Evolution ein, d. h. welche Bedeutung hat sie in der Evolution des Einzelwesens (Ontogenie) und der ganzen Species (Phylogenie)?

Die Einheit des Organismus deutet schon darauf hin, dafs irgend ein allgemeines Princip durch alle Bewegungsanpassungen geht, die das Einzelwesen anstellt, und dafs alte Habitus substanziell in den neuen Funktionen erhalten sein müssen, so dafs diese nur durch graduelle Modifikationen erreicht werden können. Weiterhin erstreckt sich der in Frage stehende Prozefs so weit wie das Leben, denn er findet sich bei allen Organismen; es müssen daher auch die bewufsten Zustände in Betracht gezogen werden. Und schliefslich können solche Modifikationen nicht anders zustande kommen, als durch eine Art Wechselwirkung des Organismus und seiner Umgebung.

Nun gibt es eine Thatsache der Physiologie, welche in Verbindung mit verschiedenen Thatsachen der Psychologie die erste Frage beantwortet. Das ist die allgemeine Thatsache, dafs der Organismus auf die Stelle, welch einen Reiz erfährt, seine Energie konzentriert in Hinsicht auf die Erhaltung der dem Leben nützlichen Bedingungen, Bewegungen

und Reizungen und auf die Unterdrückung der schädlichen. Wir finden daher im Falle wohlthätiger Bedingungen eine allgemeine Vermehrung der Bewegung, eine excessive Entladung der Bewegungskräfte in schon eröffneten und gewohnten Bahnen, und zugleich damit, auf psychologischer Seite, ein angenehmes Bewufstsein, da gesunde Lebenswirkungen mit Lust, wie die deprimierenden mit Schmerz verbunden sind, und ebenso in den entwickelteren Organismen Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit ist jedoch nicht als rein geistiger Akt zn betrachten; wir achten nicht auf ein Ding, weil wir es bereits ausgewählt haben, sondern wir wählen es vielmehr aus, weil wir — Bewufstsein und Organismus — darauf achten, d. h. demselben zugewandt sind. Nun ist die Aufmerksamkeit auf ein Glied stets begleitet von erhöhter vasomotorischer Thätigkeit, Vermehrung der Muskelkraft und allgemeiner dynamogenischer Hebung in jenem Gliede. Der Gedanke an eine bestimmte Bewegung drängt die Motorenergie in Kanäle, welche denen möglichst nahe sind, die zu dieser Bewegung führen. Durch diese orgnanische Konzentration und diesen Excefs der Bewegung werden zahlreiche Kombinationen möglich gemacht, aus welchen die vorteilhaften Bewegungen wegen ihrer Nützlichkeit ausgesondert werden. Diese verschaffen erneute Lust, erwecken wieder angenehme Assoziationen und erregen von neuem die Aufmerksamkeit. So werden durch diese Einflüsse (einer Zirkular-Reaktion) die adaptiven Bewegungen ausgewählt und schliefslich als permanente Erwerbungen festgehalten. Daraus ergibt sich ein allgemeines Gesetz für die organische Auswahl: „Die Anpassung eines Organismus an einen neuen Reiz wird bewerkstelligt nicht durch Auswahl der Reizung vorderhand, noch auch durch Auswahl der notwendigen Bewegungen, sondern durch die Wiederherstellung derselben mittels Entladung der Energieen des Organismus und möglichster Konzentrierung derselben auf die excessive Erregung derjenigen Organe, welche durch einen früheren Habitus am nächsten geeignet sind, jene Stimulation wieder zu ergreifen. Nach verschiedenen Versuchen erlangt z. B. ein Kind eine angestrebte Anpassung immer vollkommener, während die nutzlosen Bewegungen verschwinden.

Unabhängig von der eben dargelegten Auffassung des Vorgangs ist die Beantwortung der zweiten Frage nach der Stellung und Bedeutung der organischen Auswahl in der allgemeinen Evolutionstheorie. Die Ansicht des Verfassers ist folgende:

Die „natürliche Auswahl“ wird zu oft als ein positiver Vorgang dargestellt. Sie ist durchaus negativer Natur und bedeutet weiter nichts, als dafs Organismen, welche die zum Leben notwendigen Eigenschaften — worin diese auch immer bestehen mögen — nicht haben, einfach thatsächlich zu Grunde gehen. Die positive Seite des Darwinismus liegt in der Theorie der Variationen, wonach die positiven Qualifikationen der Organismen als mitangeborene Variationen entstehen, welche den Organismus befähigen, mit den Bedingungen des Lebens fertig zu werden.

Hier findet die „natürliche Auswahl“ ihre natürliche Stelle und auch ihre Hauptbedeutung. Sie bildet eine neue Qualifikation positiver Art, welche den Organismus in stand setzt, seiner Umgebung zu begegnen und mit ihr den Kampf aufzunehmen, während natürliche Auswahl eben bleibt, was sie war, nämlich das negative Gesetz, dafs der Organismus, dem es nicht gelingt zu leben, sterben mufs. Es ist klar, dafs Organismen, welche nicht irgend eine Form auswählender Reaktion (Erwiderung) auf das ihnen Zuträgliche im Gegensatz zum Schädlichen in ihrer Umgebung hätten, sich nicht weit entwickeln könnten. Es eröffnet sich also eine neue Sphäre für die Anwendung des negativen Princips der

Auswahl der Organismen, nämlich mehr in Bezug auf das, was sie thun, als auf das, was sie sind; auf den neuen Gebrauch, den sie von den angeborenen Funktionen machen, als auf deren blofsen Besitz, und es gewinnt die Bildsamkeit und Anpassungsfähigkeit der Funktion, (die in der Intelligenz ihren Höhepunkt erreicht), eine gröfsere Bedeutung als die angeborene Beständigkeit der Funktion. So wirkt die organische Auswahl, die selbst wahrscheinlich eine angeborene Variation ist, dahin, neue Qualifikationen für das Überleben einer Kreatur zu schaffen, und das von ihr eingeschlagene Verfahren ist eine neue Anwendung der natürlichen Auswahl auf die möglichen Modifikationen, welche der Organismus zu erfahren fähig ist.

Durch diesen Einflufs auf die Entwicklung des Einzelorganismus gewinnt weiterhin die organische Auswahl eine hohe, wenn auch mittelbare, Bedeutung für die Evolution der Species von Generation zu Generation. Bei der organischen Auswahl geht die Erwerbung neuer Funktionen und Modifikationen nicht vor sich ohne Beeinflussung der Struktur des Organismus; wo das Bewufstsein als Faktor eingreift, liegt die Veränderung nicht so sehr in den Muskeln als im Mittelhirn und ist auch hier eine ganz geringe. Die physische Anerbung vermag daher die Richtung der Entwicklung einer Generation in der folgenden zu erhalten, und durch weiteren Fortschritt und Vervollkommnung können die Anpassungen schliefslich zu mitangeborenen Variationen werden.

Das Princip der natürlichen Auswahl sichert auch hier die Beständigkeit der Richtung, namentlich wo die Intelligenz und die Nachahmung, die ein Abbild davon ist, Platz greifen. Die Organismen, welche schädliche Handlungen selbst wählen oder nachahmen, unterstützen nur ihre eigene Vernichtung durch die natürliche Auswahl, so dafs nur die bildsamsten und anpassungsfähigsten Individuen erhalten werden. Und indem schliefslich die organische Auswahl Einzelwesen am Leben erhält, erhält sie auch zugleich die Species und versorgt ihr so die nötige Zeit zur Vollendung begonnener Variationen.

Dazu kommt der Einflufs der socialen Anerbung, welche auch aufserorganische Funktionen von einer Generation zur andern überleitet und eine ganz besondere Bedeutung hat als Gegengewicht gegen die „künstliche Auswahl der Unfähigen", welche überall mit dem socialen Leben auftritt.

So bietet die organische Auswahl, in voller Harmonie mit dem Darwinismus, eine Erklärung der Beständigkeit in der Entwicklung der Species, welche die Annahme einer Anerbung der erworbenen Fertigkeiten unnötig und überflüssig erscheinen läfst.

Der Grundgedanke der Evolutionstheorie Darwins wird jetzt mehr als früher nicht blofs berücksichtigt, sondern auch angenommen und verteidigt von christlichen Philosophen. So ist eben ein Buch De la spiritualité de l'âme vom katholischen Professor Georges de Craene von der Lütticher Universität erschienen, welches diesen Standpunkt einnimmt. Die aristotelisch-thomistische Philosophie bietet auch eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten: die formae intermediae, namentlich die successive Informierung des menschlichen Körpers durch drei Seelen, von welchen nur die menschliche eine specielle Kreation beansprucht, die Eduktion der Formen u. s. w. Der sel. Albert der Grofse nahm für das ganze Pflanzenreich die Evolution ausdrücklich an. Es läfst sich daher auf einzelnen Gebieten eine Verbindung der Scholastik und des Darwinismus erzielen; zu einer Aussöhnung der beiden Systeme kann es nicht kommen. Auch die vorliegende Arbeit fufst auf einer Gesamtauffassung, welche nur dem Namen nach vom Materialismus verschieden ist.

3. The mental development of a child by *Kathleen Carter Moore.* Ergänzungsheft der Psychological Review 1896.

Auch dieses Buch (von 150 Seiten) ist im Geiste der modernen Psychologie geschrieben, und die Verfasserin vertritt durchgehends die Ansichten, die in Wundts „Physiologischer Psychologie" niedergelegt sind. Aber die Verfasserin hat den guten Einfall gehabt, den objektiven Thatbestand ihrer Beobachtungen von ihren subjektiven Erklärungen und Erwägungen überall zu trennen, und so ist ihr Werk ein sehr schätzenswerter Beitrag zum Aufbau der Psychologie der ersten Kindheit geworden.

Wir haben hier die geistige Entwicklungsgeschichte eines Kindes während der beiden ersten Lebensjahre. Von vornherein wird man zugeben, dafs die Verfasserin, als Mutter dieses Kindes, in der günstigsten Lage war, die meisten Beobachtungen zu machen und zu sammeln. Beim Durchlesen ihrer Schrift wird man aber auch bald überzeugt, dafs sie, wie wenige, befähigt war, uns ein treues, zuverlässiges Bild von der Entwicklung zu geben, und wir wollen gleich beifügen, dafs wir keine einzige Beobachtung in dem Buche gefunden haben, die nicht mit den unsrigen übereinstimmte.

Die Dame vereinigt mit einer gründlichen Vorbildung zu diesen speciellen Studien und einem scharfen Auge für die Beobachtung das Bewufstsein von der Schwierigkeit ihres Unternehmens. Sie sagt selbst: „Die Geistesverfassung, mit der man (sie schreibt zunächst für Frauen und sagt deshalb „die Beobachterin") an das Kind herantritt, mufs auf die Deutung der wahrgenommenen Erscheinungen einen grofsen Einflufs üben. Man kann sich durch Einbildung in das Leben des Kindes gleichsam projicieren und dasselbe als ein bifschen Menschheit betrachten, das potentiell reich ist an Gedanken und Gefühlen, welchen man bei jeder Thätigkeit begegnen müfste. Zu viel zwischen den Zeilen lesen verdunkelt den wahren Sinn des Textes . . . ."

Auch vor der bei einem solchen Unternehmen naheliegenden Gefahr einer Treibhauskultur hat sie sich gehütet; sie vermied es sogar gänzlich, ihrem Kinde die Stückchen und Sprüchlein beizubringen, die sonst vielfach üblich sind; mit den von Fachmännern empfohlenen Experimenten hatte sie wenig Erfolg und liefs bald diese Versuche beiseite; ja, sie wufste sich sogar in ihren Beobachtungen einzuschränken, denn wie sie richtig bemerkt: „Alles mufs dem Wohle des Kindes dienen; Aufregung und Ermüdung sind aber dem Kinde schädlich, und da viel Verkehr mit den Menschen beides veranlafst, so müssen mitunter die Beobachtungeu gerade in dem Augenblicke aufgegeben werden, wo man sich auf dem Punkte sieht, eine wichtige Entdeckung zu machen." Ihre Methode hält sicherlich den Vergleich mit jeder anderen aus. Sie bestand lediglich darin, alle Erscheinungen von Thätigkeiten und Veränderungen zugleich mit den Bedingungen und Umständeu, unter welchen sie eintreten, genau zu beobachten und zugleich mit dem Datum zu notieren. Das Buch enthält unter den vier Rubriken: Bewegungen, Sinnesthätigkeiten, Vorstellungen und Sprache sehr zahlreiche und interessante Auszüge aus ihrem Tagebuch. Interessant ist auch ihre Einteilung der ersten Kindheit, die sie auf zwei Jahre ungefähr bemifst, in vier Perioden, die unmerklich in einander übergehen, aber auf der Höhe ihrer Entwicklung sich scharf unterscheiden. Die Einteilung beruht auf dem Überwiegen einer beson-

deren Thätigkeit, und jede Periode mag, je nach dem Kinde, das beobachtet wird, kürzer oder länger sein. Bei dem jungen Warren Moore dauerte die Periode des Sehens (nicht Blickens) vier, die des Fühlens drei, die des Prüfens fünf und die des Sprechens zwölf Monate. Wie gesagt, wir finden das Buch in seinem objektiven Teile ausgezeichnet; das gebotene Material kann in jeder philosophischen Schule verwertet werden.

Sourbrodt. N. Pietkin.

Eduard v. Hartmann. **Kathegorieenlehre.** Leipzig, Hermann Haake (Mauckes Verlag).

Hartmann ist ein ernster, weitblickender, scharfsinniger Philosoph. Unter den Vertretern des Monismus ist er gegenwärtig weitaus der bedeutendste. Die vorliegende „Kathegorieenlehre" soll, wie er in der Einleitung sagt, die Lücke schliefsen, welche zwischen dem Grundproblem der Erkenntnistheorie und der naturphilosophischen und metaphysischen Principienlehre der „Philosophie des Unbewufsten" bis jetzt bestanden hat. Daraus geht schon hervor, dafs in dem vorliegenden Werke die Kategorieen nicht um ihrer selbst willen, etwa wie Aristoteles es that, behandelt werden, sondern vielmehr als Mittel dienen sollen, um einschneidendere philosophische Theorieen darzulegen. H. will erörtern, wie die grofsen Bereiche der menschlichen Forschung vermittels der Kategorieen ineinandergreifen. Er unterscheidet die Kategorieen der Sinnlichkeit von denen des Denkens. Und bei jeder von diesen beiden Arten prüft er, welche Aufgabe die betr. Kategorie in der subjektiv idealen, in der objektiv realen und in der metaphysischen Sphäre habe. Es kommen da als Kategorieen der Sinnlichkeit in Betracht: Die Qualität und Quantität des Empfindens, bei der letzten die Zeitlichkeit, sodann die Quantität des Anschauens oder die Räumlichkeit. Bei den Kategorieen des Denkens werden besprochen: die Relation, der bedeutendste Teil des Werkes, die Identität, Gleichheit, Ähnlichkeit, das Urteil, die Art und Weise des Schliefsens, die Notwendigkeit, Möglichkeit, die Kausalität, Finalität und Substantialität. Die Darlegung der einzelnen, hier in Betracht kommenden Erscheinungen ist meisterhaft, sowohl dem Inhalte wie der äufsern Form nach. Sollen aber diese Einzelheiten zusammengefafst und auf die grofsen, umfassenden Grundprincipien zurückgeführt werden, um von da weiteres Licht zu erhalten, so fällt, anstatt Licht, das Dunkel des Zweifels auf sie. Es entstehen Fragen, die keine Beantwortung finden und bei der Art Monismus, die H. verteidigt, keine Lösung finden können. H. hat in allen modernen Systemen, die dem seinigen ähnlich sind, mit unwiderlegbarem Scharfsinn den schwachen Punkt herausgefunden, von wo der Angriff erfolgen mufs, damit das ganze System zusammenfalle. Zumal in seinen verschiedenartigen Aufsätzen hat er dargethan, worin Kant, Fichte, Hegel, Schelling u. a. gefehlt haben. Er selbst aber hat bei seinem Aufbau alle Schwächen dieser Systeme vereinigt. Das „Unbewufste", als erstes Princip für Sein und Denken, ist zugleich das „Ding an sich", das „allgemeine, absolute Ich", das „An sich sein". Es ist der prägnante Ausdruck für alles Unvernünftige, was den ersten Principien in den andern Systemen innewohnt. Daher rührt es, dafs das Genie Hartmanns seine Grenze erreicht, sobald er die Ergebnisse des Forschens in den einzelnen Erscheinungen an sein Grundprincip anschliefsen und dadurch die Einheit herstellen will.

Wir wissen, dafs H. den Thomismus studiert hat. Er genügte ihm nicht. Wir können nicht glauben, dafs er den Thomas selbst mit Ernst und Aufmerksamkeit gelesen hat. Er wird eine der vielen „thomistischen Philosophieen" in der Hand gehabt haben, die den Geist der wahren Thomasprincipien, nämlich der Principien der ganzen alten Philosophie, in einem Schwall von unverständlichen, dem Aquinaten unbekannten termini ersticken. Es machte uns Vergnügen, die Kategorieenlehre Hartmanns zu lesen. Wir konnten feststellen, dafs, beinahe durchweg, die einzelnen Ergebnisse, wenn man sie auf der Grundlage der Principien des Aquinaten zusammenfafst, wie solche in ihm selbst sich finden, gefestigt und beleuchtet werden. Wir können hier nur auf einiges hinweisen. Bei den Sinneskategorieen findet es H. parodox, dafs aus qualitativer Armut in den unteren Stufen sich ein qualitativer Reichtum in den höheren Stufen durch blofse Zusammensetzung ergeben soll, dafs mit andern Worten die Zusammensetzung von wenig verschiedenen Komponenten sehr verschiedenartige Resultanten haben soll. Es sei nicht ersichtlich, woher in den Ergebnissen der Verschmelzung gröfsere Verschiedenheiten kommen sollen, als in den Komponenten schon gegeben sind (S. 10). Er weist damit die rein materielle Einwirkung des Tones z. B. auf das Gehörorgan zurück. Später (S. 153) nimmt er als Antwort auf diese Frage eine „dynamische Funktion" an und nennt sie „geistig, spirituell, pneumatisch"; will sie aber nicht rein „ideell" nennen, weil damit ihre dynamische oder thelistische Intensität beiseite geschoben wäre. H. hätte weit klarer und schärfer sich ausgedrückt, wenn er die Lehre des Aquinaten von den Sinneseindrücken sich vergegenwärtigt haben würde. Thomas macht sich dieselbe Schwierigkeit und erörtert dann die beiden Elemente eines sinnlich wahrgenommenen Eindrucks. Es besteht da eine impressio spiritualis und eine impressio materialis; die erstere ist die leitende, formende, die letztere die bestimmbare. Beide müssen immer verbunden sein. Gerade durch die geistige impressio wird die absolute, unbedingte Einheit hergestellt zwischen dem sinnlich Wahrgenommenen und dem sinnlich Wahrnehmenden. Genau und numero ein und dasselbe ist es, was aufsen den Gegenstand formt, so dafs derselbe sichtbar ist, und und was innen das Sehorgan formt, wodurch gesehen wird. Die absoluteste Einheit besteht da. „Was gesehen wird, ist in so weit das Gesehene." Die Verschiedenheit beruht auf dem Stoffe hüben und drüben: auf dem das Ding aufsen zusammensetzenden Stoffe und auf dem Stoffe innen im Sehorgan. Der Stoff bildet aufsen mit der Form des Sichtbaren eine Einheit im Dinge, und der Stoff bildet innen mit der Form des Sehens eine Einheit im Gehörorgane. Daher die Verschiedenheit zwischen Sehen und Gesehenwerden. Beim Akte des Sehens ist eine und dieselbe Form innen und aufsen, deshalb mufs gerade dieses Ding gesehen werden und kein anderes. Auf Grund dieser Einheit ist Ähnlichkeit, Bild, zwischen dem stofflichen Dinge aufsen und dem Sehorgan innen. Ein und dasselbe Princip ist das mafsgebende im Dinge und im Sinnesorgane. H. unterscheidet mit Thomas das Geistige, Spirituelle und das Vernünftige, Ideelle. Nur beruht bei Th. die Unterscheidung auf breiterer Grundlage und wird mit aller Konsequenz sowie mit Schärfe und Klarheit durchgeführt. Die Tierseele ist bei Thomas geistig, aber nicht vernünftig. Den sinnlichen Leidenschaften wird Geistigkeit zugeschrieben, von einem Geiste der Gaumenlust z. B. gesprochen; die Vernünftigkeit ist ihnen nicht innerlich, wie der allgemeinen Idee, wohl aber soll sie ihre natürliche Richtschnur sein. Was den Bereich des Erkennens angeht, so gilt für die Vernunft genau dasselbe wie für den Sinn: Strengste

Einheit in der Form, Verschiedenheit in der Potenz oder dem Vermögen. Nur dafs beim Sinne eine Eigenschaft die bildende Form ist: das Sichtbare, Hörbare, die Farbe, der Ton; während bei der Vernunft an die Stelle der blofsen Eigenschaft das Wesen oder die Substanz, als tiefster Grund im Dinge selbst für die Zugehörigkeit zum Sein, tritt. Was aufsen innerhalb des Dinges macht, dafs es dieses und nicht jenes ist, Stein und nicht Pflanze, genau dasselbe ist in der Vernunft das bildende Element für das Vernunftvermögen. H. gelangt nicht zu einer befriedigenden Lösung der Frage nach der Verbindung der Aufsenwelt mit dem Erkennen; denn er kann nicht erklären, was eigentlich Wesen oder Substanz ist. S. 47 sagt er, wie er es nach seinem System mufs, „es gebe keine essentielle Verschiedenheit" und S. 49 spricht er von einem „Essenzgegensatz", als ob da Gegensatz sein könnte, wo keine Verschiedenheit ist.

Es ist sein falsches Grundprincip vom Unbewufsten, das den Philosophen hindert, in jedem einzelnen Falle die Konsequenzen aus seinen Behauptungen zu ziehen. Auch Thomas kennt einen Monismus, aber dessen Grundprincip steht im direkten Gegensatze zu dem Hartmannschen. Das vollste, rein aus sich selbst schöpfende, in sich selbst seiende Bewufstsein, der für sich selbst bestehende Selbsterkenntnisakt ist das fruchtbare Grundprincip für alles Sein und für alles Denken, auf dem allein alle Verschiedenheiten zur Einheit sich zusammenfassen. H. ist, freilich unbewufst, nicht weit entfernt von diesem Grundprincip. Sein „Unbewufst" verläfst ihn in den entscheidendsten Punkten. Ohne dafs er sich davon Rechenschaft gibt, leitet ihn in den anziehendsten Teilen seines Werkes gerade das erwähnte Grundprincip des Aquinaten. In dem Kapitel über die „Beziehungen" setzt er das Geschaffensein einzig in die Beziehung. Dies thut auch ausdrücklich Thomas. Eine solche Beziehung aber ist nur möglich, wenn ein sich selbst bewufstes unveränderliches Wesen, rein aus sich, hervorbringt oder schafft. H. zieht nicht diese Konsequenz. Er versperrt sich den Weg durch die Behauptung, es sei unbedingt notwendig, dafs bei jeder Beziehung die zwei Beziehungspunkte wechselseitig Einflufs haben und sich ändern; wie z. B. Gott erst durch die Schöpfung wahrhaft Gott geworden sei. Die gewöhnlichste Erfahrung kann das Gegenteil darthun. Die Blume behält ihre Schönheit unverändert, ob sie mit dem Sehenden oder Riechenden Beziehungen habe oder nicht; nicht im mindesten wird sie beeinflufst, sondern nur der sinnlich Wahrnehmende. Und ob ich jetzt rechts von einer Säule stehe und jetzt links, das macht an der Säule selber nichts; nur wer seinen Standpunkt wechselt, ändert seine Beziehung. Der Monismus des Aquinaten hält die Probe aus. Er verläfst den Forscher nicht bei den wichtigsten Erscheinungen. Es ist der Monismus des Apostels: „In Gott sind wir, leben wir und bewegen wir uns, Gott ist alles in allem" H. könnte die allseitigsten Konsequenzen in aller Ruhe aus seinen Behauptungen ziehen, er würde nie sich verlassen sehen von diesem Grundprincip. Thomas führt es in allen Seinskreisen durch, baut darauf die Erkenntnis des Wahren und das freie Wollen des Guten auf. — Nur eine Wirklichkeit existiert dem Wesen nach. Gott ist diese Wirklichkeit. Und danach ist Gott aufser und über der Welt, insoweit nichts anderes dem Wesen nach Wirklichkeit ist. Aber Gott ist wie nichts den Dingen innerlich, insoweit deren Wirklichkeit Gott selber als wirkende Kraft ist. Wie sie sich zur Wirklichkeit verhalten, genau so verhalten sie sich zu Gott. Die Wirklichkeit der Dinge und Gott sind eins, soweit dieselben an der wirkenden Kraft dieser wesentlichen Wirklichkeit Anteil haben. Geradeso wie das erleuchtete Zimmer das Licht

ist, inwieweit dieses leuchtet, und das Bewegliche die bewegende Kraft, soweit diese letztere in Bewegung setzt, so sind die Dinge wirkliche, sie gehören zur Wirklichkeit, soweit sie von der wirkenden Kraft Gottes, also von der reinen Wirklichkeit gewirkt werden und im selben Mafs an ihr teilnehmen. Dieses Grundprincip kann nicht zu sehr betont und nicht zu weit ausgedehnt werden. In den Dingen ist keinerlei Sein, es sei denn durch Teilnahme an dieser reinen Wirklichkeit, und danach heifst es bei Job: Deus solus est. Nur das Nichts ist aufserhalb Gottes. Wie nahe H. diesem Grundprincip steht, erhellt aus S. 191, wo er nachweist, dafs die „essenzlose Substanz aufser und über dem Gegensatze ist.“ Dies ist die Formel, mit welcher Dionysius, der Areopagite, und nach ihm Th. beständig das Wesen der reinen Wirklichkeit und seinen Unterschied von allem andern kennzeichnet: Deo nihil est contrarium, Deus est omnibus subsistentibus esse. Im Sein kommen ja alle Dinge überein und gerade weil sie sind, nehmen sie teil an der Wirklichkeit, sind diese Wirklichkeit, insoweit sie unter deren wirkender Kraft stehen; kann doch die reine Wirklichkeit nichts sein wie Kraft. H. spricht von einer essenzlosen Substanz. Er hätte sich schärfer ausgedrückt, wenn er an dem Grundprincip des Aquinaten festhielte; denn es kann ja eigentlich eine Substanz nicht ohne Wesenheit oder Essenz sein. Thomas kennt, durchaus konsequent, keine Substanz innerhalb der geschöpflichen Grenzen, die nicht blofses Vermögen für das Wirklichsein (potentia ad esse) wäre; und in diesem Sinne ist Gott die essenzlose Substanz. Er schliefst keinerlei Vermögen in sich. Alle andern Substanzen haben keinerlei Sein aus sich, nichts sind sie aus sich mit Rücksicht auf die Wirklichkeit. Nehmen sie einmal an der Wirklichkeit teil, so tritt auch das ihnen innewohnende Vermögen in der Wirklichkeit auf, aber nur wegen der Teilnahme an der reinen Wirklichkeit. Und weil diese reine Wirklichkeit nichts anderes als für sich bestehende Wirklichkeit ist, so wird jede andere Substanz, durch die Teilnahme an dieser wirkenden Kraft, immer etwas Fürsichbestehendes dem Vermögen nach. Sie kann minder oder mehr werden. So kann die eine Substanz im Gegensatz stehen zur andern, aber einzig auf Grund des in jeder enthaltenen Vermögens; soweit da auf beiden Seiten Wirklichkeit ist, besteht Einheit. Und das ist die Einheit, welche, je höher gestiegen wird, immer zunimmt; denn man bringt sie der reinen Wirklichkeit näher, der einen, einigen, überall wirkenden Kraft. Diese Kraft wirkt die Einheit zwischen Erkanntem und Erkennendem, zwischen Wollendem und Gewolltem; sie eint das, was der Substanz nach getrennt ist, durch die Kräfte in den Substanzen, in denen sie wirkt, zu gemeinsamer, einheitlicher Thätigkeit. Deshalb ist eine solche Einheit, von der wir oben gesprochen, die strikteste. Wie jedes Ding ein einziges Princip, ein einziges Vermögen für das Sein hat, nämlich die Substanz, so erhält durch die Teilnahme an derselben einen einigen Wirklichkeit die Thätigkeit mehrerer und am Ende aller Dinge ein einziges Princip in der Einheit der Denkform und der Willensneigung. Dieser Monismus ist der einzig mögliche: nämlich der Monismus der reinen Wirklichkeit, die ihrem Wesen nach Wirklichkeit und somit alle Wirklichkeit ist, etwa wie das Licht reines Leuchten besagt und somit alles Leuchten ist und nur durch Teilnahme an ihm etwas beleuchtet wird. Dieses aktuellste Bewufstsein, den Akt der Selbstkenntnis, der nichts ist seinem ganzen Wesen nach wie Selbstkenntnis, und anderes nur erkennt, soweit es durch ihn ist und wirkt, mufs H. vor sein „Unbewufstes“ stellen. Aufserhalb dieses Wesens, das nichts als reine Wirklichkeit, sind nur Dinge, deren Wesen einzig Vermögen ist für Sein und deren Thätigkeit

im Erkennen und Wollen nie unabhängig aus sich selbst entsteht, sondern allein durch Teilnahme an jenem Akt, der nichts als Thätigkeit ist. Dann erhält das „Unbewufste“ seine richtige Stelle; es ist nichts als Vermögen. Und dafs es diesen Namen erhält, stimmt ebenfalls mit Thomas überein, dessen Princip bekannt ist: Quod est, cognoscitur; das Vermögen als solches ist nicht erkennbar, also nicht Gegenstand des Bewufstseins, nur vermittels der Wirklichkeit wird es erkannt.

H. hat eine schöne Seite über die Ewigkeit, welche tiefe Erörterungen enthält. Sie widerspricht aber seinem vermeintlichen Princip. Wird das „Unbewufste“ auf das Geschaffene beschränkt, also auf die unsern natürlichen Kräften zugänglichen Wesenheiten, so ist es von allgemeiner Geltung. Soweit auch immer diese Seinsarten sich selbst überlassen bleiben, sind sie nichts als Vermögen. Aber eben deshalb mufs ein volles, rein aus sich wirkliches Selbstbewufstsein angenommen werden; denn sonst wäre auch alles andere nicht möglich. Ist kein Künstler, so besteht keine Möglichkeit für den Bau einer Kathedrale. H. wird sagen, er wolle eben blofs das den natürlichen Kräften Zugängliche erforschen, und somit sei sein „Unbewufstes“ gerechtfertigt. Wir sind damit bis zu dem Punkte einverstanden, dafs das Wesen, die innere Substanz dieser reinen Wirklichkeit, nicht Gegenstand des Forschens für die natürlichen Kräfte sein kann. Er mufs aber zugestehen, dafs die Existenz eines solchen reinen und wesentlichen Selbstbewufstseins dem natürlichen Forschen zugänglich ist; denn sonst gäbe es in der Wirklichkeit kein Vermögen oder keine Möglichkeit. Das Innere, das Wesen dieser reinen Wirklichkeit wird durch die freie Enthüllung dieser selbst in dem übernatürlichen Glauben geöffnet. Deshalb kann der letztere nur vollenden und alle Natur, Erkennen und freies Wollen zumal, festigen. Wie die Wirklichkeit nicht der entsprechenden Möglichkeit schadet, die wirkliche Pflanze das Mögliche in der Pflanze nur vollendet und bethätigt; so kann nie eine Offenbarung oder eine Einwirkung des rein und aus sich Wirklichen einer Substanz oder einer Kraft oder einer Fähigkeit, was ja alles Vermögen ist, im Wege stehen, sie kann nur vollenden. — Die Kategorieenlehre Hartmanns würde eine ganz andere Bedeutung beanspruchen können, wenn sie auf den Grundprincipien des Aquinaten in der eben skizzierten Weise sich aufbaute; nur Vervollkommnung würden diese ihr bringen. Freilich müssen sie aus dem Wortlaute selbst geschöpft sein, nicht verdreht und verkrüppelt durch die Einzwängung in die eigenen vorgefafsten Meinungen. Nur wer unter den kathol. Gelehrten verschwommene Ansichten hat über die Grundprincipien der natürlichen und der Heilswissenschaft, kann der Furcht Raum geben, die kath. Wissenschaft könne den Gegnern nicht stand halten. Wer Thomas kennt, beherrscht alle modernen Systeme und kann deren Schwächen nachweisen.

Dr. Joseph Müller: **Erlaubt die Kirche die eidliche Ableugnung einer wissentlichen Thatsache?** Eine Verteidigung der kath. Kirche gegen Jesuiten und Ehrendomherrn. München, Pöfsenbachersche Buchdruckerei.

Der Gegenstand der Broschüre ist bekannt; der Titel bereits weist unzweideutig darauf hin. Wir hätten sie ihrer bedauernswerten Ausdrucksweise wegen nicht erwähnt, wenn nicht der Verf. die kath. Kirche auch gegen Thomas verteidigen wollte. Die Lehre des Aquinaten ist wirklich nicht so widerspruchsvoll, wie Dr. Müller meint; vielmehr ist seine

Begründung des Beichtsiegels eine, wir möchten sagen ganz natürliche, selbstverständliche. Er sagt (Suppl. qu. 11, art. 1; Übrs. Bd. X, S. 359): „Was der Priester unter dem Beichtsiegel weifs, ist für ihn wie etwas Ungekanntes, er weifs es nicht als Mensch, sondern in der Weise, wie Gott es weifs.“ Warum weifs Gott die Sünden der Menschen? Weil „Gott Herz und Nieren prüft“, weil Gott also im Innern des Menschen wie in einem offenen Buche liest. Nun, ebenso kennt die Sünden der andern der Beichtvater; nicht weil derselbe aus eigener Kraft in das Herz schaut, sondern weil der Sünder selbst ihm dieses Herz öffnet, ihm sagt, was darin verborgen ist. Selbstverständlich ist das keine Kenntnis, wie sie vom Gericht erfragt wird. Vor keinem Gericht ist der Angeklagte gehalten, das, was er von dem ihm zur Last Gelegten weifs, mitzuteilen. Im selben Falle steht der Beichtvater. Er weifs nur, was der Angeklagte ihm als den Inhalt seines Innern anvertraut hat. Das Gericht will hören, wer die schuldige That gesehen oder wer Angaben zu machen hat, aus denen auf das Vollbringen der That geschlossen werden kann. Davon weifs aber der Priester nicht das mindeste. Nichts weifs er von dem, was für das Gericht einzig Wert hat. Den Thäter kennt er. Aber das Gericht sucht nach Zeugen, die beweisen, dafs die That auf denselben zurückzuführen ist. Und keinen einzigen solcher Beweise kann er liefern. Demgemäfs kann er nur sagen, er wisse nichts, er kenne den Thäter nicht. Denn eine Kenntnis, wie sie von einem gerichtlichen Zeugen verlangt wird und wie allein sie dem Richter dienen kann, hat er nicht. Der Richter verlangt nicht, im Innern des Menschen zu lesen; er will äufsere Beweise, Aussagen von Zeugen der That haben. Für ihn ist die Sache abgemacht, wenn die Beweiskette der äufseren Umstände geschlossen ist. Nach solcher Wissenschaft fragt er; und danach antwortet der Beichtvater: Ich weifs nichts. Es handelt sich hier um zwei Arten von Kenntnis, die nicht blofs „abstrakt“ geschieden sind, sondern durchaus konkret. Das Innere des Menschen ist keine Kenntnisquelle für den Richter, die äufseren Umstände sind es. Und gemäfs solchen Beweisen für die entsprechende That kennt der Beichtvater als solcher nichts.

Dr. Müller führt aus dem Kontext losgerissene Stellen aus der Broschüre des Ehrendomherrn Joder an. Wir haben die letztere nicht gelesen. Einzelne Ausdrücke Joders scheinen, in dieser Weise für sich allein genommen, zu weit zu gehen. Die Wissenschaft aus der Beichte ist durchaus kein Noli me tangere; der Beichtvater ist kein blofser Mechanismus, „kein Brunnen, in den blofs Steine geworfen würden“, ohne dafs irgend eine Verfügung über sie dem Priester freiständе. Gewifs kann der Beichtvater die aus der Beichte gewonnene Kenntnis gebrauchen; aber immer gemäfs der Art der Quelle, der diese Kenntnis entstammt. Er kann nachdenken, welche Besserungsmittel dem Beichtkinde in den weiteren Beichten anzuraten sind. Er kann Gegenstände entfernen, die dem Beichtkinde Gelegenheit zur Sünde gaben. Er kann aus dem Beichtstuhle Nutzen ziehen für seine Predigten. Zwei Grenzen gibt es da; Stets mufs das Heil und das Beste des Beichtkindes gewahrt werden, denn dieses hat sein Inneres geöffnet, um sein Heil zu finden. Und zudem darf nie aus dem Handeln des Beichtvaters ein begründeter Verdacht entstehen, dafs der andere ihm eine gewisse Sünde gebeichtet hat. Thomas gibt diese Grenzen (ad III) folgendermafsen an. Seine Worte sind das Gegenteil von dem, was Dr. Müller ihn sagen läfst (S. 11): „Der Kirchenobere darf das, was er aus der Beichte weifs, nur vor dem Richterstuhle des Gewissens durch Ermahnungen bessern und heilen wollen:

er darf dieses Wissen in keiner Weise anwenden auf die Regelung öffentlicher Angelegenheiten, wie z. B. bei der Besetzung von Stellen oder Hinwegnahme eines Amtes. Es darf aus seinem Handeln zudem nie ein gegründeter Verdacht entstehen, dafs der andere ihm eine bestimmte Sünde gebeichtet habe.“ Diese Grenzen lassen dem Beichtvater einen weiten Spielraum für den lebendigen Gebrauch der in der Beichte empfangenen Kenntnis. Er mufs da grofse Klugheit anwenden, dafs einerseits durch seine Mitwirkung die Beichte ihren Zweck erreicht: das Heil des Beichtenden, und andererseits alles vermieden werde, was Grund zur Verdächtigung geben kann. Dafs jemand gebeichtet hat, gehört in der Regel nicht zum Beichtsiegel. Denn die Beichte mufs nach den Bestimmungen der Kirche in loco patenti abgenommen werden; es kann von jedem gesehen werden, wer beichtet; der Priester macht da nur in höchst besonderen Fällen eine Ausnahme. In dem Falle indessen, dafs die Thatsache der Beichte selbst zum Beichtsiegel gehört, hat der Priester auch die Folgen zu tragen. Dr. Müller hat übersehen, dafs sehr häufig zwei Arten von Kenntnis und noch mehrere im Menschen sein können, von denen jede nach eigenen Regeln beurteilt werden mufs. Der Richter z. B. kann persönlich die Überzeugung haben, der Angeklagte sei unschuldig. Sind aber die äufseren Beweise, d. h. Zeugen und Umstände derart überwältigend, dafs dementsprechend die Schuld nicht geleugnet werden kann, so mufs er nach der letzteren Kenntnis entscheiden.

Floisdorf, Post Commern, Rheinl. Dr. M. Schneider.